
Täuferforschung und Theologie im Gespräch

Zwischen Historie und Theologie – oder: Muß die revisionistische Täuferforschung schon ersetzt werden? /

|| Ein werkbiographisches Gespräch mit Hans-Jürgen Goertz /

PETER SIEBERT 1969 haben Sie das Pfarramt der Mennonitengemeinde zu Hamburg und Altona verlassen und einen Weg in die Forschung und Lehre an den Universitäten in Heidelberg und Hamburg gefunden. In Hamburg haben Sie nicht Theologie, sondern Sozial- und Wirtschaftsgeschichte gelehrt. Und doch haben Sie das Mennonitentum mit wissenschaftlichen Beiträgen weiterhin begleitet – bis heute: Diese Beiträge wurden in dem Buch über *Das schwierige Erbe der Mennoniten* (Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2002) noch einmal zusammengestellt und veröffentlicht. Warum eigentlich?

HANS-JÜRGEN GOERTZ Ich verließ die Gemeinde ja nicht im Groll, und ich habe mich von der mennonitischen Glaubenstradition, in der ich aufwuchs und zu wirken begann, nicht abgewandt. Im Gegenteil. Ich wollte nur die Chance nutzen, die sich mir am Ökumenischen Institut in Heidelberg bot, mich gründlicher, als es im Pfarramt möglich gewesen wäre, mit den theologischen Problemen auseinanderzusetzen, vor denen die Kirchen in den späten sechziger Jahren standen, vor allem auch die Mennonitengemeinden. Diese Gemeinden hatten ihren theologischen und gesellschaftlichen Ort bisher kaum kritisch, schon gar nicht wissenschaftlich reflektiert, um Anschluß an ihre Zeit, vielleicht auch im Widerspruch, zu finden.

PETER SIEBERT Woran denken Sie dabei genau?

HANS-JÜRGEN GOERTZ Ich denke an die Zeit um 1968. Das waren Jahre des gesellschaftlichen Aufbruchs; und ich dachte, es wäre gut, die Mennonitengemeinden, die einst selber in einem tiefgreifenden gesellschaftlichen Umbruch entstanden waren, an diese Situation heranzuführen. Auf anzügliche Weise wurden die rebellierenden Studenten die »Wiedertäufer der Wohlstandsgesellschaft« genannt oder die »Neue Linke« mit dem »Linken Flügel der Reformation« verglichen. Dieser Vergleich war weder für die einen noch für die anderen schmeichelhaft.

PETER SIEBERT Hätten die Mennoniten sich aber nicht darüber freuen können, auf unerwartete Weise nach den Jahrhunderten der Demütigung und des Schattendaseins öffentlich Aufmerksamkeit zu erlangen – und wenn

nur auf der Straße und bei den Ostermärschen für den Frieden in der Welt? **HANS-JÜRGEN GOERTZ** Die Mennoniten hatten die Jahre des Dritten Reichs hinter sich und sind in die Jahre des sogenannten Wirtschaftswunders eingetreten, ohne sich von Grund auf neu zu orientieren. Was die nordamerikanischen Glaubensgeschwister mit ihrem diakonischen und evangelistischen Einsatz in Deutschland erreichten, war kein tiefgreifender Umerziehungsprozeß, sondern blieb eher an der Oberfläche. Die deutschen Mennoniten haben, wie einst, so auch jetzt, einfach nur mitgemacht, aber kaum zu erkennen gegeben, daß die tiefen Erschütterungen der jüngeren Vergangenheit auch theologisch verarbeitet werden müßten.

PETER SIEBERT Das kann ich mir gar nicht so recht vorstellen. Die Unruhe, die mit der Notstandsgesetzgebung, der Ostdenkschrift der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Studentenbewegung in der Gesellschaft aufbrach, hätte auch die Mennoniten wachrütteln müssen.

HANS-JÜRGEN GOERTZ Einige aus der jüngeren Generation haben versucht, diese Probleme aufzugreifen und in den Gemeinden, auf Tagungen und Freizeiten zu diskutieren. Vielen hat die Rührigkeit geholfen, mit der Professor Johannes Harder, der sich während des Dritten Reiches in der Bekennenden Kirche engagierte und davor dem Religiösen Sozialismus in der Variante der Neuheutterer um Gottfried Arnold nahestand, ins Mennonitentum von »links her« hineinsprach. Das waren ganz neue Töne. Ich selber habe die Redaktion des Mennonit, eines internationalen Gemeindeblattes, übernommen und es von einem Erbauungsblatt zu einer Monatsschrift der Auseinandersetzung mit Gegenwartsfragen umgestaltet. Viele haben dabei mitgeholfen. Das war ein Versuch, der nach wenigen Jahren schon wieder – gegen meinen Willen – abgebrochen wurde. Doch es war ein erster, taktisch vielleicht nicht immer kluger Versuch, die Mennoniten in einer ökumenischen und gesellschaftlich herausfordernden Umgebung zur Sprache zu bringen. Und als ich 1969 zu einem Vortrag über den täuferisch-mennonitischen Pazifismus heute zu der Konferenz der Süddeutschen Mennoniten in Ludwigshafen am Rhein eingeladen wurde, bestand ich darauf, nur über die Theologie des Friedens sprechen zu wollen, wenn ich gleichzeitig auch über die Theologie der Revolution sprechen dürfe (s. *Das schwierige Erbe*, S. 175–184). Auch das war ein neuer Ton. Beiden Versuchen folgte dann der Aufsatzband, den ich in der Reihe *Die Kirchen der Welt* herausbrachte: *Die Mennoniten* (Evangelisches Verlagswerk, Stuttgart 1971). Selbst das war ein vorläufiger, inzwischen von der Täuferforschung und der gesellschaftlichen Situation überholter Versuch, den Mennoniten ein Mitspracherecht in der kirchlichen Öffentlichkeit zu sichern. Mehr nicht.

PETER SIEBERT Sie verließen die Gemeinde, doch Sie blieben im Rahmen der Theologie. Weit also hatten Sie sich noch nicht vom ursprünglich eingeschlagenen Berufsweg entfernt. Aber wie erklärt sich nun ihr Wechsel von der Theologie in Heidelberg zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte in Hamburg?

HANS-JÜRGEN GOERTZ Mit dieser Frage habe ich gerechnet. Daß ein Theologe die akademische Disziplin wechselt, geschieht ja nicht oft. Es gibt aber doch einige Beispiele dafür. Ernst Troeltsch gab den Lehrstuhl für Systematische Theologie in Heidelberg auf und wandte sich in Berlin der Religionssoziologie und der Sozialphilosophie zu. Paul Tillich wechselte von der Theologie in Leipzig und Dresden zur Sozialphilosophie in Frankfurt am Main, bevor er 1933 als erster nichtjüdischer Hochschullehrer Deutschland verlassen mußte und in den USA an verschiedenen Universitäten wieder Theologie oder Religionsphilosophie lehrte. Weitere Beispiele sind die Historiker Fritz Fischer in Hamburg und Michel de Certeau in Paris. Damals wurden die Fakultätsgrenzen noch strenger bewacht als in neuerer Zeit, in der sich die Forderung nach disziplinärer Durchlässigkeit der wissenschaftlichen Fächer allmählich durchsetzte. So ungewöhnlich war der Wechsel von der Theologie zu einer anderen Disziplin also nicht mehr.

PETER SIEBERT Irgend etwas muß sie aber aus dem Gleis geworfen haben: Wie sind Sie ausgerechnet auf die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte gekommen, in der ein Theologe sicherlich ein seltener Vogel sein dürfte?

HANS-JÜRGEN GOERTZ Das muß tatsächlich erklärt werden, und da muß ich weiter ausholen. Angeregt von gelegentlichen Klagen über die »Geistvergessenheit« in Theologie und Religionsphilosophie hatte ich an einer Habilitationsschrift zur Lehre vom Heiligen Geist in der neueren Theologie gearbeitet. Und immer deutlicher wurde, daß ich damals wohl doch keine Chance erhalten würde, mich als Mennonit in Systematischer Theologie an einer Universität zu habilitieren, die durch einen Vertrag zwischen evangelischer Landeskirche und dem Land Baden-Württemberg angehalten war, nur evangelische Theologen zur Habilitation zuzulassen. Ich hätte also die Konfession wechseln müssen. Doch nach meinem Engagement als Mennonit in Kommissionen des Ökumenischen Rates der Kirchen in Genf, in der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland und in der Arbeit der deutschen ökumenischen Universitätsinstitute am »Ärtermemorandum« (1973) hätte ich das niemandem plausibel machen können – am wenigsten mir selbst. Mit meiner Absicht, das Pfarramt aufzugeben, verband sich ja nicht, dem Mennonitentum den Rücken zu kehren, sondern es besser zu verstehen und ihm Impulse aus der wissenschaftlichen Theologie zuzuführen.

Auch wollte ich herausfinden, ob es irgendetwas an dieser Glaubensgemeinschaft gäbe, das für andere Kirchen bedeutsam werden könnte. Ein Konfessionswechsel kam für mich also nicht in Frage, ein Weg in die Gemeinde zurück auch nicht. So war ich in eine Sackgasse geraten.

PETER SIEBERT Wäre dieses Desaster aber nicht schon vorauszusehen gewesen?

HANS-JÜRGEN GOERTZ Ehrlich gesagt, darum hatte ich mich überhaupt nicht gekümmert, zu fest schien mir der ökumenische Gedanke damals an den Universitäten verankert gewesen zu sein – zumal in Heidelberg, wo das Ökumenische Institut von dem renommierten Ökumeniker Edmund Schlink aufgebaut und zu weltweiter Reputation geführt worden war. Auch Prof. Schlink, dessen Schwiegersohn Bischof war, fiel aus allen Wolken, als ich mich auf einmal vor die Entscheidung des Konfessionswechsels gestellt sah. Die Ökumene war in den Köpfen weiter als in den Institutionen. Doch ich wollte das Habilitationsprojekt nicht abbrechen, auch wenn ich nicht mehr mit einer Planstelle rechnen konnte, sondern es soweit wie möglich vorantreiben und zur Publikationsreife führen. Eine solche Möglichkeit bot sich mir, als eine Bewerbung um ein Habilitandenstipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft positiv beschieden wurde. Ich zog mit meiner Frau wieder nach Hamburg zurück, und ich konnte am Begonnenen weiterarbeiten. Veröffentlicht habe ich schließlich den Abschnitt über die Pneumatologie des lutherischen Theologen Erich Schaeder. Er hatte seine Theozentrische Theologie von einer pneumatologischen Grundlage her entwickelt. Das Buch erschien unter dem Titel *Geist und Wirklichkeit in der Theologie Erich Schaeders* (Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen 1978). Leider bin ich später nicht mehr dazu gekommen, die Abschnitte über Karl Barth und Paul Tillich weiter auszuarbeiten. Unfertiges blieb in der Schublade liegen. Weite Kreise hat das Schaeder-Buch, das eine theologiegeschichtliche Forschungslücke schloß, wohl auch nicht gezogen. Selbst lutherische Theologen trauten der Fundamentalpneumatologie eines konfessionellen Artgenossen kaum über den Weg.

PETER SIEBERT Wie sind Sie nun aus der beschriebenen Sackgasse herausgekommen?

HANS-JÜRGEN GOERTZ Ich hatte meine Fühler in verschiedene Richtungen ausgestreckt. Fruchtbar erwies sich meine Bekanntschaft mit Ernst W. Schepansky, einem Mitarbeiter am Lehrstuhl für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte im Hamburger Seminar für Sozialwissenschaften. Schepansky war Mennonit und arbeitete an einer Dissertation über die Wirtschaftskraft der Mennoniten in Hamburg und Altona. Eine Arbeit, die er leider nicht zu Ende

führen konnte. Noch während meiner Gemeindearbeit hatten wir oft miteinander über die Geschichte der Mennoniten diskutiert und auf dem Kirchboden gemeinsam nach ausgelagerten Archivalien gesucht. Als ich nach Hamburg zurückkehrte, setzten wir unsere Gespräche fort. Schnell mischte sich Privates mit Akademischem, er führte mich im Seminar ein, und mir wurde ein Lehrauftrag über soziale und religiöse Bewegungen in der frühen Neuzeit angeboten.

PETER SIEBERT Das war sicherlich keine einfache Umstellung. Theologische Seminare sind anders als sozialwissenschaftliche – nicht nur von der Thematik, sondern auch von der Art der Durchführung und der Gesprächsatmosphäre her.

HANS-JÜRGEN GOERTZ Sie haben recht. Auch theologische Diskussionen mit Studierenden konnten damals schon aufmüßig und gesellschaftspolitisch aggressiv sein, doch längst nicht so aggressiv wie die sozialwissenschaftlichen. Thematisch konnte ich an meine Dissertation zur theologischen Begründung der Revolution bei Thomas Müntzer anknüpfen (*Innere und äußere Ordnung in der Theologie Thomas Müntzers*, E. J. Brill Verlag, Leiden 1967) und die begonnenen Studien zur Geschichte der Täufer fortführen. 1974 war es mir dann gelungen, mich an diesem Seminar bei der Bewerbung um eine Wissenschaftliche Oberratsstelle durchzusetzen, die 1982 in eine Professur übergeleitet wurde. Max Weber hatte in seinem berühmten Vortrag zu »Wissenschaft als Beruf« (1921) einmal gesagt, daß über den Zugang zu einer Universitätslaufbahn oft der Zufall (Hazard) entscheide, und so ähnlich war es auch in meinem Fall. Die Radikalität sozialer Bewegungen, mit der ich mich befaßte und die zum Sammelband über die *Radikalen Reformatoren* führte (C.H. Beck Verlag, München 1978), hatte Konjunktur. Das Seminar für Sozialwissenschaften befand sich in einer ehemaligen Remise eines Hamburger Fuhrbetriebs und wurde anzüglicherweise der »Rote Pferdestall« genannt. Die »rote« Szene war mir ja von Heidelberg her nicht unbekannt, mein thematisches Angebot paßte da hinein, und ich begann jetzt, mit den Studierenden in den Schriften von Karl Marx, Friedrich Engels und Karl Kautsky zu lesen. Zunächst waren die Studierenden mir weit voraus, und als ich die mühsame Lektüre des dreibändigen Kapitals nach einigen Semestern beendet hatte, wollte niemand mehr darüber diskutieren – so schnell wechselten die Zeiten, um nicht zu sagen, die Moden.

PETER SIEBERT Waren Sie jetzt nicht wieder, nachdem sie sich an die Szene des Zeitgeistes angepaßt hatten, in Schwierigkeiten geraten?

HANS-JÜRGEN GOERTZ Nein, wer damals den gefragten Akzenten folgte, hatte sich in der Regel nicht einseitig festgelegt, sondern wollte gesprächs-

bereit nach allen Seiten sein. Eingelesen habe ich mich auch in die Schriften Max Webers, Werner Sombarts und in die neuere historisch-soziologische Literatur. Das waren intensive Lehrjahre; und davon haben meine weiteren Forschungen zur frühen Reformationsgeschichte profitiert – auch von dem Interesse, das Historiker und Theologen in der Deutschen Demokratischen Republik an meinen Arbeiten zeigten. Sie luden mich zu ihren Kongressen ein, auf denen Forschungen über den Bauernkrieg, Thomas Müntzer oder Martin Luther diskutiert wurden. Ganz bewußt im Gespräch mit der Müntzerforschung im Osten schrieb ich meine Müntzer-Biographie zum 500. Geburtstagsjubiläum: *Thomas Müntzer. Mystiker, Apokalyptiker, Revolutionär* (C.H. Beck Verlag, München 1989, ebenfalls englisch und japanisch). Später entwickelten sich mit einigen ostdeutschen Kollegen feste Freundschaften, die bis heute nicht »abgewickelt« sind und die der Thomas-Müntzer-Gesellschaft im Jahre 2001 einen kräftigen Gründungsimpuls verliehen. Mein Weg in die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte vollzog sich auf gelegentlich hektische Weise nach der Manier »Learning by doing«.

PETER SIEBERT Sie haben aus den Schwierigkeiten herausgefunden. Haben Sie aber nicht Ihre ursprünglichen Pläne aufgeben müssen und einen Bruch in Ihrer akademischen Entwicklung akzeptiert?

HANS-JÜRGEN GOERTZ Sie sprechen ein Problem an, das mich oft beschäftigt hat. Eigentlich neige ich dazu, auf Kontinuität zu setzen. Deshalb habe ich meine Situation immer so reflektiert, daß ich in allem, was mit mir geschah, einen roten Faden zu entdecken versuchte, um, wie ich meinte, bei mir selber zu bleiben. So auch im Wechsel der Fakultäten. Heute sehe ich das anders, vielleicht ein wenig an Michel Foucault geschult: auch in Brüchen liegen Verheißungen. Sie öffnen neue Räume für unser Erkenntnisstreben und stimulieren Kreativität.

PETER SIEBERT Wenn ich in Ihrem *Schwierigen Erbe* blättere, fällt auf, daß Sie sich trotz des Wechsels zur Sozialgeschichte weiterhin mit Problemen des Mennonitentums, das heißt auch mit theologischen Problemen über die Jahrzehnte hinweg beschäftigt haben. Also doch mehr Kontinuität als Bruch?

HANS-JÜRGEN GOERTZ Es war beides. Zwischen Theologie, die sich wissenschaftlicher Methoden bedient, zugleich aber auch den wissenschaftlichen Rahmen sprengt, und Sozialgeschichte, die sich den Regeln der Wissenschaftlichkeit unterwirft, bricht eine tiefe Kluft auf. Es macht tatsächlich einen enormen Unterschied aus, ob ich als Theologe oder als Historiker arbeite. Von einem Bruch zu reden, wäre tatsächlich nicht falsch, einem Bruch, wie ihn etwa ein Filmschnitt darstellt. Das eine geht nicht in das andere über, beide bleiben aber aufeinander bezogen. Andererseits ist mir immer klarer

geworden, daß die täuferischen Bewegungen und die mennonitischen Gemeinden nicht nur am Unbedingten teilnahmen, von dem die Theologie letztlich lebt, sondern daß sie sich auch im Bedingten, in Gesellschaft und Kultur, verwirklichten. Dieser Doppelaspekt hebt die Kontinuität meiner Arbeit nicht auf, er begründet sie vielmehr, ebenso den sozialgeschichtlichen Akzent, der den Eindruck eines Bruches hervorrief. Also produktiv ist für mich beides: Kontinuität und Bruch. Und auf beide Aspekte habe ich bei der Untersuchung der Täufer- und Mennonitengeschichte geachtet.

PETER SIEBERT Hat sich dann aber nicht doch die Fragestellung verändert, unter der Sie das Täufer- und Mennonitentum weiterhin ins Auge faßten?

HANS-JÜRGEN GOERTZ Sicherlich, ich wollte genauer herausfinden, was es mit den Mennoniten auf sich hatte und vielleicht immer noch auf sich hat. Allerdings wollte ich nicht mehr in erster Linie den Beitrag herausarbeiten, den das Erbe für das Selbstverständnis der Gemeinden heute und die Ökumene zu leisten vermag. Ich wollte jetzt nur herausfinden, warum dieses Erbe, der aggressive Nonkonformismus der Täufer in der Reformationszeit, im Laufe der Zeit zu einem Problem wurde, das die nachfolgenden Generationen belastete und ihr Selbstverständnis in größte Schwierigkeiten brachte – bis heute.

PETER SIEBERT Was hat Sie damals stärker herausgefordert: das Problem zu erklären oder es zu lösen?

HANS-JÜRGEN GOERTZ Nein, lösen wollte ich nichts. Mir kam es auf die Diagnose an, nicht auf die Therapie, darauf, was war, nicht was sein soll. Ich wollte behilflich sein, die Geschichte dieses Problems aufzuhellen, so schrieb ich beispielsweise über die vertrackte *Aneignung des täuferischen Leitbildes im Dritten Reich* (1974/75), eine schmerzliche Erfahrung für mich, oder später über die Schwierigkeiten der Altonaer und Hamburger Mennoniten, sich mit ihrem nonkonformistischen Erbe in ihrer Umwelt einzurichten: *Fromm, reich und ratlos* (2002). Das eine kann mit wissenschaftlichen Mitteln erreicht werden (erklären), das andere mit Erwägungen, die sich wissenschaftlich nicht begründen lassen (lösen). Ich sah es nicht als meine Aufgabe an, Ratschläge zu erteilen, wie sich die Mennonitengemeinden heute theologisch zu »positionieren« hätten. Noch einmal: Ich wollte nur herausfinden, was war oder was ist, frei nach Max Weber, und nicht vorschlagen, was sein und was werden sollte (beide Aufsätze in *Das schwierige Erbe*, S. 121–150 und S. 151–166).

PETER SIEBERT Wenn ich richtig verstanden habe, ist das Problem, das Sie besonders beschäftigte, der Übergang vom Täufertum zum Mennonitentum gewesen. Wieso eigentlich?

HANS-JÜRGEN GOERTZ Genaugenommen ist es weniger der Übergang von den Täufern zu den Mennoniten. Dieser Übergang ist fließend und läßt sich historisch leicht nachzeichnen. Es ist vielmehr der Übergang von religiös-sozialen Bewegungen in den frühen Jahren der Reformation zu in sich festgefügtten Gemeinden in späteren Zeiten, mit eigenem Gottesdienst, eigenen Kirchengebäuden, eigenem Bekenntnis, eigener Disziplin und eigener Moral. Aus den Unruhestiftern der Reformationszeit waren die »Stillen im Lande« geworden: fromm, rechtschaffen und unauffällig.

PETER SIEBERT Könnten Sie den Unterschied zwischen Bewegung und Gemeinde noch genauer beschreiben, denn daran scheint Ihnen doch viel zu liegen?

HANS-JÜRGEN GOERTZ Ja, dieser Unterschied ist tatsächlich ausschlaggebend. Das kann gar nicht deutlich genug gesagt werden. Bewegungen entstehen spontan, sind lose organisiert, folgen einigen Reformslogans, ihre Ziele sind ungenau, sie wollen verändern und verbessern, ihre Anhänger handeln solidarisch, doch was sie tun, alles bleibt experimentell und provisorisch. Bewegungen spalten sich, sie rivalisieren miteinander, wenden sich gelegentlich auch gegeneinander und verfallen oft schnell. Bewegungen waren in der Frühen Neuzeit die soziale Organisationsform, die allein in der Lage war, etablierte Institutionen zu erschüttern und zu überwinden. Nur »Bewegung« konnte sich der ständischen Ordnung, das heißt traditioneller Standfestigkeit und Unbeweglichkeit, als Alternative widersetzen. In Bewegungen war noch alles im Fluß, offen und möglich. In ihnen öffnete sich ein Horizont vieler Möglichkeiten. Das erklärt die Vielfalt täuferischer Bewegungen, auch reformatorischer Bewegungen überhaupt. Darüber habe ich in meinem Buch über *Pfaffenhaß und groß Geschrei* (C. H. Beck Verlag, München 1987) ausführlich geschrieben. Dieses Buch ging aus Vorlesungen hervor, die ich einst in Bern und in Hamburg hielt. Ganz besonders lag mir daran zu zeigen, daß die Bewegungen der Täufer historisch als gleichberechtigte Partner im Kreis aller reformatorischen Bewegungen angesehen werden müssen.

PETER SIEBERT In der Reformationsforschung werden, wenn ich es recht sehe, die Begriffe »Bewegung«, »Gemeinschaft« und »Gemeinde« wechselweise gebraucht. Es wird von Täuferbewegung und von täuferischen Gemeinschaften oder Gemeinden gesprochen. Sie werden miteinander identifiziert. Sollte man das weiterhin tun?

HANS-JÜRGEN GOERTZ Nein, Bewegung ist etwas anderes als Gemeinde oder als Kirche. Selbst eine Gemeinschaft wäre schon etwas anderes als Bewegung, auch wenn die Gemeinschaft noch eine recht lose oder fragile Form

der Vergesellschaftung ist. Man würde aber der Bewegung den inneren Schwung und die Ziele nehmen, wollte man sie mit Gemeinschaft oder Gemeinde gleichsetzen. Sie drängt darauf, ihre Forderungen und Visionen zu verwirklichen, anerkannt und institutionalisiert zu werden. Bewegung ist vorläufig, noch ohne das Pathos des Erfolgs. Erst Gemeinde oder Kirche ist erfolgreich realisierte Bewegung, so kümmerlich das Ergebnis auch oft sein kann. So liegen die Wurzeln der lutherischen und reformierten Kirchen im reformatorischen Bewegungsreichtum der frühen Reformationszeit, ebenso die Wurzeln der Täufer- oder Mennonitengemeinden. Den Bewegungsbegriff habe ich, im Gespräch mit Joachim Raschke, einem politologischen Kollegen in Hamburg, präziser bestimmt in *Religiöse Bewegungen in der Frühen Neuzeit* (Oldenbourg Verlag, München 1993). Auch vorher schon im Pfaffenhaßbuch und in einigen Aufsätzen.

PETER SIEBERT Der amerikanische Täuferforscher Harold S. Bender prägte 1943 in seiner berühmten Rede vor der American Society of Church History den Begriff der »Anabaptist Vision« und meinte damit das Leitbild, dem die Täufer gefolgt seien, auch das Leitbild, dem das Mennonitentum im 20. Jahrhundert folgen sollte: Nachfolge Jesu, Gemeinde der Gläubigen, Friedfertigkeit. Gegen dieses Konzept hat sich die revisionistische Täuferforschung gewandt. Hatten die Täufer denn keine Vision, der sie folgten, die sich schließlich in ihren Gemeinden verwirklichte und die sich mehr oder weniger unbeschädigt durch die Geschichte der Mennoniten zog und von Zeit zu Zeit erneuert werden mußte?

HANS-JÜRGEN GOERTZ So hatte Bender es gemeint. Aber so kann es heute nicht mehr gesagt werden. Das täuferische Leitbild hat er im frühen Schweizer Täuferum am Werk gesehen, zu einer Zeit also, als noch alles in Bewegung war. Es war ein Leitbild, das exklusiv für die Schweizer Täufer galt, nicht aber für mittel-, ober- und niederdeutsche Täufer, und zum Täuferschen schlechthin erklärt wurde. Was ihm nicht entsprach, mußte ausgeschlossen werden. Die mystisch, apokalyptisch oder revolutionär orientierten Täufer waren in den Augen Benders und seiner Schule keine Täufer.

PETER SIEBERT Wer sich also heute auf das Täuferum beruft, beruft sich auf die Schweizer Täufer und müßte doch Teile seines täuferischen Erbes, die auch aus anderen Traditionen gespeist sein mochten, abstoßen – oder?

HANS-JÜRGEN GOERTZ Gewiß, Bender hat uns überreden wollen, zwischen dem, was war, und dem, was sein soll, nicht zu unterscheiden. Wenn Mystisches, Apokalyptisches und Sozialrevolutionäres heute nicht sein sollen, dann kann es das auch damals nicht gegeben haben. Aber nicht nur das. Bender hat im Grunde die Vision einer noch nicht festgelegten, provisorischen

oder in sich schillernden Bewegung als einst schon in vollem Umfang realisiert festgeschrieben. Wir wissen heute, daß selbst bei seinem Gewährsmann Konrad Grebel, dem ersten Täufer, alles noch im Fluß war, einmal wollte er die gesamte Kirche reformieren, und er solidarisierte sich mit den aufständischen Bauern, die zu militanten Mitteln griffen. Das andere Mal plädierte er für eine abgesonderte, leidensbereite und friedfertige Gemeinde, wie sie ihm als Reformmodell vorschwebte – jeweils abhängig von Hoffnung oder Enttäuschung, die sich ihm in konkreten Situationen einstellten. Das Modell, das der »Anabaptist Vision« zugrunde liegt, ist von Grebel selbst nicht in die Realität umgesetzt worden. Es war nur ein vorübergehender Gedanke, vielleicht nur ein Trost in aussichtsloser Lage (vgl. meine biographische Skizze *Konrad Grebel. Kritiker des frommen Scheins, 1498 bis 1526*, Mennonitischer Geschichtsverein, Bolanden, und Kämpers Verlag, Hamburg 1998; Theologischer Verlag, Zürich 2003).

PETER SIEBERT So empfiehlt Bender uns eher ein Ideal zur Nachahmung, das noch niemals tatsächlich verwirklicht wurde, als eine bereits erprobte Vorstellung. Ist das denn so schlimm?

HANS-JÜRGEN GOERTZ Ja, doch. Das ist äußerst problematisch. Es wird etwas als bereits verwirklicht und auch heute noch als realisierbar vorgetauscht, was historisch in dieser Weise überhaupt nicht bestand. Das ist eine Illusion, von der uns die revisionistische Täuferforschung befreit hat.

PETER SIEBERT Kann man das wirklich so sagen? Das klingt ja geradezu nach einem Vorwurf vorsätzlicher Täuschung?

HANS-JÜRGEN GOERTZ Vorsätzlich war das nicht. Es war ehrlich gemeint, für Bender eine Möglichkeit, den nordamerikanischen Mennoniten aus der krisenhaften Bedrohung durch liberale Religiosität auf der einen Seite und konservativen Fundamentalismus auf der anderen Seite herauszuhelfen. Dabei sollte die Besinnung auf das ureigene konfessionelle Erbe behilflich sein. Hier war, wie das gelegentlich auf undurchschaute Weise geschieht, der Wunsch der Vater des Gedankens. Die »Anabaptist Vision« mag zwar eine zukunftsweisende Forderung sein, und als solche wird sie von manchen angesehen und von einem jungen Theologen (Gerald J. Biesecker-Mast in *Conrad Grebel Review* 1995) sogar als »postmoderne« Herausforderung bezeichnet, ihre Überzeugungskraft erhält sie aber nicht durch den Hinweis auf ihre angebliche Verwirklichung im frühen Täufern. Diese Verwirklichung ist und bleibt ein frommer Wunsch.

PETER SIEBERT Ist es nicht schade, den guten Begriff einer täuferischen Vision abzubauen oder ad acta zu legen, hat denn im Täufern überhaupt keine Energie gesteckt, eine Vision zu verwirklichen?

HANS-JÜRGEN GOERTZ Doch, nur nicht diese. Das Täufertum war geradezu von einer utopischen Intention beseelt, die auf Verwirklichung drängte. Was jedoch historisch realisiert wurde, bleibt hinter einer Utopie, die als eine gelungene Alternative zu Bestehendem angesehen werden könnte, weit zurück. Was den Namen einer utopischen Intention verdient, sind immer nur Anläufe, es ist die Motorik täuferischen Bewegungshandelns. Und so etwas läßt sich nicht weitergeben, es setzt keine Tradition an, sondern bricht von Zeit zu Zeit auf. Dieser Gedanke liegt dem kleinen Sammelband zugrunde, in dem ich Beiträge zu Verwirklichungsversuchen von Utopien in der Neuzeit herausgegeben habe: *Alles gehört allen. Das Experiment Gütergemeinschaft vom 16. Jahrhundert bis heute* (C.H. Beck Verlag, München 1984).

PETER SIEBERT Sie haben einmal davon gesprochen, daß sich der aggressive Nonkonformismus der täuferischen Anfänge in einen Nonkonformismus gewandelt habe, dem die Zähne ausgefallen seien. Wie meinten sie das? Waren die Täufer nach langer Verfolgung, leidvoller Entbehrung und massenhaftem Martyrium psychisch ausgezehrt, so daß sie klein beigaben und still hielten, oder hatten sie am Ende ihrer Reformationsanstrengungen, an der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert, die Chance genutzt, die ihnen einige Obrigkeiten boten, sich niederzulassen und den Bewegungsimpuls in eine zahme, freikirchliche Gemeindevorstellung einmünden zu lassen?

HANS-JÜRGEN GOERTZ Es war wohl letzteres. Die Nischenexistenz, die sich den Täufern jetzt bot, war ihnen als die ideale Situation erschienen, in der sich die urchristliche Gemeinde unter den Bedingungen eines konfessionalistischen Zeitalters mit einer starken Tendenz zur Sozialdisziplinierung wieder herstellen ließ: eine kleine, in sich gekehrte Gemeinde. Das war nicht am Anfang der Fall, als noch alles in Bewegung war, sondern erst jetzt, als sich eine andere Gestalt christlicher Sozialisation nahelegte. Soziologisch betrachtet war das eher ein Bruch mit dem Täufertum des Aufbruchs als dessen kontinuierliche Weiterentwicklung. Das soll aber die spätere Entwicklung nicht abwerten. Aus Bewegung war anderes entstanden. Und wo anderes entsteht, wird auch anders gedacht. So hatte sich mit der veränderten Situation und anderen Erfahrungen auch die Theologie geändert.

PETER SIEBERT Um noch einmal nachzufragen: Stand den Täufern aber nicht schon ein ganz bestimmtes Bild von der Kirche vor Augen? Sollte nicht grundsätzlich alles nach dem Muster der Urchristenheit umgestaltet werden, so daß der Weg von der Bewegung zur Gemeinde keinen Bruch darstellt, sondern bereits von vornherein angelegt war?

HANS-JÜRGEN GOERTZ Ja, aber nach der konkreten Gestalt wurde noch gesucht. Noch war zwischen einer universalen und einer partikularen Reform-

kirche nicht entschieden. Sicherlich wurde hier und da begonnen, die Vision einer besseren Christenheit zu entwickeln. Wie sich diese Vision aber gegen die Hemmnisse und Widerstände der Zeit durchsetzen ließ, das mußte erst noch ausprobiert werden. Da war noch längst nicht alles ausgemacht. Ganz bestimmt waren die Bewegungen der Täufer religiöse Bewegungen, das habe ich meinen Kritikern zum Trotz nie geleugnet. Die Täufer waren aber auch in die Geschichte ihrer Gesellschaft tief verwickelt. Sie standen nicht am Rande, sondern mittendrin. Sie aus diesem Geflecht zu lösen, würde bedeuten, sie zu enthistorisieren und ihren Charakter zu verfehlen. Sie in diesem Geflecht zu erfassen, ja, zu bestimmen, was in diesem Geflecht »religiös« bedeutet, ist Aufgabe der Sozialgeschichte oder einer historischen Wissenssoziologie. An ihr kommt eine theologische Deutung des Täuferturns nicht vorbei. Sie wird beachten müssen, daß die Situation des Anfangs ganz anders war als in der Zeit, da sich privilegierte, festorganisierte Gemeinden sammelten und ihren Frieden mit den weltlichen Obrigkeiten schlossen. So habe ich die Täufer auf meinem Weg von der Theologie zur Sozialgeschichte nicht verloren. Ganz im Gegenteil, ich habe sie mitgenommen und das Angebot genutzt, ihren religiösen Charakter genauer zu erfassen, als es mir vorher mit rein theologischen Erkenntnismitteln möglich gewesen wäre. Angeregt und bestätigt von James M. Stayer, dessen Dissertation *Anabaptists and the Sword* (1972) mir die Augen für eine neue Lesart der Täuferquellen öffnete, auch von Klaus Deppermann, Werner O. Packull und Gottfried Seebaß, entstanden das von mir herausgegebene *Umstrittene Täuferturn* (Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen 1975/76) und meine Gesamtdarstellung *Die Täufer* (C.H. Beck Verlag, München 1980/88, erw. engl. Fassung bei Routledge, London und New York 1996).

PETER SIEBERT Wenn ich Sie recht verstehe, fragen Sie danach, wie die politischen, sozialen, wirtschaftlichen, aber auch kirchlichen und kulturellen Momente, die eine bestimmte Situation ausmachen, dem religiösen Denken und Handeln der Täufer ihre Form gaben, sie ausrichteten, ihre Schwerpunkte setzten, ja, vorher schon das Augenmerk auf bestimmte Themen lenkten, auch wie sie die Lektüre der Heiligen Schrift bestimmten, das heißt was die Täufer aus der Schrift herauslasen. Und doch wird Ihnen und der revisionistischen Täuferforschung vorgeworfen, sie hätten den religiösen oder theologischen Kern des Täuferturns aus dem Blick verloren und aus einer religiösen eine sozialrevolutionäre Bewegung gemacht. Ist das so?

HANS-JÜRGEN GOERTZ Nein, ganz so ist es nicht. Sie haben aber recht, wenn Sie darauf hinweisen, daß mir sehr viel daran liegt, den »Sitz im Leben« täuferischen Denkens und Handelns herauszuarbeiten. Diejenigen, die hungern

und verfolgt werden, lesen die Heilige Schrift anders als Ausbeuter und Verfolger. Diejenigen, die in ihrer Umwelt nichts zu sagen haben, achten auf andere Töne als diejenigen, die das Wort so führen, daß es machtvoll zu Buche schlägt. Es hat also einen guten Sinn, einen wissenssoziologischen Zugang zum Täufertum zu wählen, seine religiöse Eigenart, seinen Umgang mit der Heiligen Schrift und sein theologisches Denken aus den Erfahrungen in konkreten Situationen zu erheben. Die revisionistische Täuferforschung hat die Theologie des Täuferturns keinesfalls vernachlässigt, das sagte ich schon, sondern umgekehrt sie ernstgenommen – in ihrer Situation, mit den Spuren von Konflikten in ihren Aussagen und mit den Sehnsüchten, die in konkreter Bedrängnis entstanden.

PETER SIEBERT Welche Konsequenzen können daraus nun für eine Darstellung der täuferischen Theologie gezogen werden?

HANS-JÜRGEN GOERTZ Wenn man so an die Theologie der Täufer herangeht, wird man erstens auf eine Vielfalt theologischer Äußerungen stoßen, die, wie das Leben auch, nur selten fein säuberlich geordnet sind oder nahtlos zueinander passen. Das Ergebnis wird eher ein Patchwork theologischer Vorstellungen sein als ein sorgfältig zusammengefügtes Lehrgebäude. Und man wird zweitens auch die Bedeutsamkeit der täuferischen Bewegungen für ihr gesellschaftliches Umfeld herausstreichen. Man darf sie historisch nicht isolieren. Das antiklerikale Milieu, in dem sie entstanden, ist ein gesamtreformatorisches Phänomen. Das wollte ich mit meinem kleinen Buch über *Antiklerikalismus und Reformation* zeigen (Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen 1995). In den weiteren historischen Zusammenhang habe ich die Täufer auch in *Deutschland 1500 bis 1648. Eine zertrennte Welt* eingeordnet (Ferdinand Schöningh, Paderborn 2004). Die Täufer kämpften gegen den altgläubigen Klerus, sie solidarisierten sich mit den aufständischen Bauern, die sich gegen geistliche und weltliche Herren empörten. Verwickelt waren die Täufer auch in städtische Zunftkämpfe. Religiöses, Politisches und Soziales prägten, untrennbar miteinander verbunden, ihr Erscheinungsbild. Theologie pur gab es bei ihnen nicht. Und wer heute stolz darauf ist, daß die Täufer ernst damit machten, auf Worte auch Taten folgen zu lassen, muß ihre Taten da aufsuchen, wo es für alle brenzlich war, wo mehr als nur individuelle Entscheidungen anstanden und wo die Erneuerung der Christenheit auf dem Spiel stand. Wort und Tat, das »und« führte in die gesellschaftlichen Verhältnisse und Auseinandersetzungen tief hinein und war für viele Täufer die Art und Weise, wie sie Verantwortung für das Heil in dieser Welt wahrnahmen. Nicht Weltflucht, wie ihnen oft vorgeworfen wurde, sondern Sorge um die Welt war die Devise der Täufer. Wer das Täuferturn von al-

lem Nichtreligiösen säubert, wie Andrea Strübind es in ihrem Buch *Eifriger als Zwingli* (2002) in ausfallender Polemik gegen die revisionistische Täuferforschung tat, vergeht sich am theologischen Prinzip der Täufer, Wort und Tat aufs engste miteinander zu verbinden und dafür auch mit ihrem Leben einzustehen. Es besteht für mich noch überhaupt kein Anlaß, der Aufforderung zu folgen, eine Revision der revisionistischen Täuferforschung vorzunehmen – auf keinen Fall so, wie Andrea Strübind es sich vorstellt.

PETER SIEBERT Ich möchte noch einmal auf das Nonkonformismusverständnis der Mennoniten zurückkommen. Warum war ihr Nonkonformismus zahnlos, und war das überhaupt noch ein Nonkonformismus, der den Namen verdient?

HANS-JÜRGEN GOERTZ Die Mennoniten haben daran festgehalten, daß sie anders waren als die Kirchen, die sich offiziell durchgesetzt hatten; anders als die lutherischen und reformierten Kirchen, anders freilich auch als die römisch-katholische Kirche. Die Mennoniten verstanden sich als »religiöse« Nonkonformisten. Sie pflegten die Glaubens- bzw. Erwachsenentaufe, sie lehnten den Eid ab, sie weigerten sich, die Waffe in die Hand zu nehmen, und bestanden darauf, ihre gemeindlichen Belange ohne das Einspruchsrecht der weltlichen Obrigkeiten selber zu regeln. Sie weigerten sich, Streitigkeiten untereinander vor Gericht zu klären, sie schlichteten Rechtsstreitigkeiten selber, sofern es ihnen von den Obrigkeiten erlaubt wurde, auch lehnten sie es ab, obrigkeitliche Ämter zu bekleiden. Auf diese Weise wollten sie den religiösen Kern des täuferischen Nonkonformismus bewahren. Die sozialrevolutionäre Schale, die den Kern umschloß, verworfen sie aber.

PETER SIEBERT Wie war das denn bei der Brisanz möglich, die den Unterscheidungsmerkmalen einst innewohnte?

HANS-JÜRGEN GOERTZ Ihre Taufe verstanden sie nicht mehr als einen aggressiven Angriff auf die Grundverfassung des Corpus christianum, die Eidesverweigerung nicht mehr als einen Affront gegenüber der weltlichen Obrigkeit, die Kriegsdienstverweigerung versuchten sie sich durch Kontributionszahlungen zu erkaufen. Sie haben aber nicht verstanden, daß die Täufer nicht zwischen Schale und Kern unterschieden; und sie haben nicht gemerkt, daß sich religiöse Nonkonformität privilegieren zu lassen, bedeutete, den Kern aufzuweichen oder ihn um seine kerygmatische Vitalität zu bringen. Ihr Nonkonformismus war, da übernehme ich gern eine Formel Michael D. Driedgers, der eine ausgezeichnete Dissertation über die Mennoniten in Hamburg und Altona geschrieben hat, »konformer Nonkonformismus« (*Obedient Heretics. Mennonite Identities in Lutheran Hamburg and Altona during the Confessional Age*, Aldershot 2002). Die Mennoniten empfahlen

sich als gehorsame, fleißige Untertanen, die zwar den Zorn der offiziellen Geistlichkeit auf sich zogen, ansonsten aber kein öffentliches Ärgernis mehr darstellten. Sie waren die »Stillen im Lande« und erinnerten nur entfernt an ihren Ursprung in den Bewegungen der frühen Täufer.

PETER SIEBERT Wollen Sie damit behaupten, daß die Mennoniten ihre Verfahren mißverstanden hätten?

HANS-JÜRGEN GOERTZ Ja, sie haben sie tatsächlich mißverstanden. Ich will das so erklären: Der Schweizer Theologe Emil Brunner hatte 1951 ein Buch über *Das Mißverständnis der Kirche* geschrieben und gemeint, daß dem Werden der Kirche ein Mißverständnis zu Grunde läge, ja, die Kirche vielleicht sogar ein einziges Mißverständnis sei. Was ursprünglich als eine vom Heiligen Geist bewegte Personengemeinschaft gemeint war, sei zu einer Kirche mit einer autoritär gegliederten Hierarchie und einer festen Organisationsstruktur (Institution) erstarrt. Damit habe die Urgemeinde ihr Wesen verändert. Ähnlich ließe sich das auch für den Übergang von den Bewegungen der Täufer zu den Gemeinden der Mennoniten, der Schweizer Brüder und der Amischen sagen. Auch sie waren einem Mißverständnis entsprungen. Sie meinten wohl, den Geist des frühen Täuferturns weitergetragen zu haben, im Grunde trauten sie der radikalen Nonkonformität aber nicht mehr die Kraft zu, in alle Lebensbereiche einzudringen und einen Prozeß endzeitlicher Neuwerdung einzuleiten. Der Geist nämlich, der Neues schafft, wird nicht als Separatismus, als Rückzug auf die fromme Gemeinde zu verstehen sein, sondern als Entgrenzung alles dessen, was sich gegen das Neue Sein sperrt oder sein Werden behindert. Im Prozeß der Entgrenzung kommt das Tastende, Suchende der frühen Täufer zum Ausdruck, das Provisorische, das noch korrigiert werden kann und den Aufbruch zu neuen Ufern zuläßt. Nur das Provisorium legt Zeugnis von den Chancen des göttlichen Geistwirkens in den eigenen Reihen ab.

PETER SIEBERT Haben Sie die letzten Sätze noch historisch oder schon theologisch gesprochen?

HANS-JÜRGEN GOERTZ Sie haben es genau bemerkt: sowohl als auch. Historisch läßt sich die Tendenz zum Rückzug aus der Turbulenz der gesellschaftlichen Auseinandersetzungen deutlich erkennen. Das ist keine Frage. Daß dieser Rückzug aber dem entgrenzenden Wirken des Heiligen Geistes in dieser Welt widerspricht, ist ein theologisches Urteil. Aber dieses Wirken setzt nicht neu ein, sondern knüpft an die historischen Beobachtungen an. Es läßt nur ein anderes Licht auf das Beobachtete fallen. Rückzug und Absonderung waren, historisch gesehen, sicherlich eine Kapitulation vor der Übermacht, mit der den Täufern von herrschaftlicher Seite her begegnet

wurde. Und dabei war es für die Täufer und ihre unmittelbaren Nachfahren noch die günstigste Lösung, den immerhin geduldeten Status einer Fremdexistenz anzunehmen und das Beste daraus zu machen. Gäste und Fremde halten sich zurück und geben alle Ansprüche auf, ihr Existenzrecht einzuklagen und zu fordern, genauso behandelt zu werden, wie alle anderen Untertanen oder Bürger auch. Theologisch braucht daraus aber nicht der Schluß gezogen zu werden, daß der Heilige Geist, der in allen Kirchen wirkt, sich damit abfindet. Er regt die Gemeinden an, mit ihrer bloßen Existenz überzeugend darauf hinzuweisen, daß Christen keine »bleibende Stadt« auf Erden haben (Hebräer 13,14). Nur eine Gemeinde, die sich zu ihrer provisorischen Existenz bekennt, hat das Recht, sich im Sinne der Täufer auf die Urgemeinde in der Apostelgeschichte zu berufen. Das ist kein historisches, sondern ein theologisches Urteil.

PETER SIEBERT Stimmt es also doch nicht, daß die revisionistische Täuferforschung nichts zur Theologie der Täufer und der Mennoniten heute beizutragen habe – eine Kritik, die besonders in den Niederlanden und in den Gemeinden Nordamerikas laut wurde, soweit man sich dort weiterhin der »Anabaptist Vision« verpflichtet fühlt?

HANS-JÜRGEN GOERTZ Es stimmt nicht. Die revisionistische Täuferforschung hat die Illusion zerstört, daß das täuferische Leibbild heute realisiert werden könne, weil es schon einmal realisiert worden sei. Diese Prämisse setzt die Gemeinden unter einen enormen Zugzwang und muß schließlich in Verzweiflung enden, da ein solches Ideal sich trotz einer Anstrengung nach der anderen nicht verwirklichen läßt. Es war und ist unerreichbar. Befreiung von verzweifelter Anstrengung, das ist ein unschätzbarer Dienst, den die neuere Täuferforschung den Gemeinden heute leistet. Sie öffnet einen Raum, in dem theologische Arbeit sich entfalten und gedeihen kann.

PETER SIEBERT Ohne Sie auf ein neues Arbeitsfeld zu drängen, möchte ich Sie doch fragen: Wie stellen Sie sich solche Arbeit vor?

HANS-JÜRGEN GOERTZ Ich will eine kurze Antwort versuchen: Theologie steht vor der Aufgabe, eine Beziehung herzustellen zwischen der Situation, in der wir stehen, der Heiligen Schrift, die von einem neuen Verhältnis zwischen Gott und Mensch berichtet, und der Tradition, die uns geholfen hat und immer noch hilft, zwischen der gegenwärtigen Situation und dem Gottesverhältnis zu vermitteln. Diese Aufgabe ist komplex und läßt sich nur auf systematische Weise bewältigen: mit ganzem Einsatz, breit angelegter Gelehrsamkeit und konstruktivistischem Geschick. Dieses Geschick gehört unbedingt dazu, denn systematische Theologie ist nach landläufiger Vorstellung ein Lehrgebäude, das nach einem Konstruktionsplan errichtet wird.

PETER SIEBERT Das verlangt dem systematischen Theologen, wenn ich recht sehe, viel ab.

HANS-JÜRGEN GOERTZ Ja, er muß ein Spezialist der Situationsanalyse sein, Philosoph, Sozialwissenschaftler und Zeitkritiker in einem, er muß Exeget heiliger Schriften sein, und er muß schließlich in der Lage sein, sich ein zuverlässiges Bild vom Täuftertum des 16. Jahrhunderts und der Tradition zu verschaffen, die von ihm begründet wurde. Nicht genug damit, der systematische Theologe muß sich auch in der Geschichte und Theologie anderer Kirchen auskennen, in seiner eigenen Kirche tief verwurzelt sein und einer ökumenischen Orientierung folgen. Der reformierte Theologe Otto Weber hat einmal gesagt, es käme darauf an, Theologie im Gespräch mit den Vätern und mit den Brüdern zu treiben, und er hat nicht nur die Brüder in der eigenen Kirche gemeint, sondern auch die Brüder in anderen Kirchen.

PETER SIEBERT Das sind hohe Anforderungen, die von einer kleinen Konfession im deutschsprachigen Raum wohl kaum zu erfüllen sind. Die Theologen, die im Pfarramt stehen, können das nicht leisten, und theologische Fakultäten oder Seminare, die Ressourcen für eine solche Arbeit bereitstellen könnten, gibt es nicht.

HANS-JÜRGEN GOERTZ Nein, in Deutschland, in der Schweiz und in Österreich nicht. Erwartet werden könnte ein solcher Beitrag von den niederländischen Mennoniten, die ihren Predigernachwuchs in einem eigenen Theologischen Seminar an der Universität in Amsterdam ausbilden lassen. Doch die Systematische Theologie hat hier in diesen Jahren keinen auffälligen Schwerpunkt ausgebildet, und Professor Johannes Oosterbaan, den ich sehr geschätzt habe, hat wohl stärker mündlich als schriftlich gewirkt. Anders ist es inzwischen jedoch in Nordamerika, bezeichnenderweise nachdem die »Anabaptist Vision« ihre breitgestreute Überzeugungskraft einzubüßen beginnt. Ein wenig bekannt sind bei uns die Bücher und Aufsätze John H. Yoders, der sich auf die Problematik einer Friedenstheologie konzentriert hat und ein anregender Gesprächspartner für Theologen aus den evangelischen Landeskirchen und schließlich auch auf ökumenischem Parkett in Genf war, in manchem noch in der Nähe Benders, aber doch ein eigenständiger, ja, eigenwilliger Theologe, der in den letzten Jahren vor seinem Tod an einer katholischen Universität (Notre Dame) in Indiana lehrte. Weniger bekannt sind die Bücher des Harvard-Theologen Gordon D. Kaufman in Deutschland. Er hat sich intensiv in die Diskussionen um die Herausforderung der Theologie durch die Moderne und Postmoderne eingeschaltet und in anspruchsvoller Weise einen vielbeachteten Standpunkt formuliert, der sich bisher allerdings schwer ins Mennonitentum hinein vermitteln ließ, aber doch seine

mennonitische Herkunft nicht verleugnet. Schließlich liegen systematische Entwürfe von A. James Reimer mit der Aufsatzsammlung *Mennonites and Classic Theology. Dogmatic Foundations for Christian Ethics* (2001) vor (Conrad Grebel University College in Waterloo, Kanada), und von Thomas N. Finger (Eastern Mennonite University in Harrisonburg, Virginia), der mit *A Contemporary Anabaptist Theology* (2004) eine ausgereifte Systematische Theologie vorgelegt hat. Daneben haben sich noch andere Theologen zu dem einen oder anderen Aspekt systematischer Theologie geäußert: zu Kultur, Pazifismus und Postmoderne. Hier regt sich etwas, das die europäischen Mennoniten nicht übersehen sollten: nicht eine täuferische oder mennonitische Theologie, wenn man genau liest, sondern eine ökumenische Theologie aus dem Geist des Täufertums.

Bei diesem Gespräch handelt es sich um ein fiktives Interview, eine Art Selbstgespräch über die Entwicklung meiner Forschungsarbeiten. HJG